

Leseprobe aus

»**In kleinen Staaten ersterben große Gedanken aus Mangel großer Leidenschaften**«. Begegnungen mit Johannes von Müller. Ein Lesebuch. Herausgegeben von Stefan Howald in Zusammenarbeit mit Doris und Peter Walser-Wilhelm. Wallstein-Verlag. Göttingen 2003, S.7-9, 135-139, 393-397

Vorwort

Dieses Buch erscheint zur 250. Wiederkehr von Johannes von Müllers Geburtstag. Es stellt den Schweizer Historiker, Intellektuellen, Diplomaten und Staatsmann in seinen eigenen Worten vor. Die Auswahl soll Müllers Sprachkraft, tiefgründige Bildung und scharfen analytischen Zugriff einem neuen Publikum erschließen helfen.

Gelegentlich zählt die Kenntnis Johannes von Müllers noch zum zeitgenössischen Bildungsgut. Als ich vor einiger Zeit im Gespräch mit dem Schweizer Schriftsteller Markus W., der anlässlich eines Werkjahrs in London weilte, das Projekt dieses Müller-Lesebuchs erwähnte, konnte er mir sogleich jene Stelle in Friedrich Schillers Drama *Wilhelm Tell* zitieren, in der Schiller dem Vorbild und Rivalen ein Denkmal gesetzt hat.

Zumeist aber ist Müller nicht mehr als ein Gerücht oder eine oberflächlich herbeizitierte Referenz. Der erste moderne Geschichtsschreiber der Schweiz oder der repräsentative deutsche Historiker, als welcher er der Goethezeit und bis weit ins 19. Jahrhundert galt, hat jeden Einfluss auf die zeitgenössische Geschichtswissenschaft eingebüsst. Gerade Schillers Eloge hat zu einem einseitigen Müller-Bild beigetragen, indem sie ihn auf den Mitschöpfer des Mythos Schweiz fixierte. In der einst populären *Schweizer Geschichte*, für das Volk erzählt von Johannes Sutz, steht Johannes von Müllers bekanntestes Porträt, nach einem Gemälde Felix Maria Dioggs, Seite an Seite mit den prächtigen Porträtbildnissen Werner Stauffachers und Wilhelm Tells, beide aus der Imagination Ernst Stückelbergs geschaffen, der die Tellskapelle ausgemalt hat.

Doch inzwischen ist der Mythos Schweiz verblasst. Johannes von Müller bleibt dagegen neu zu entdecken. Dieses Buch versucht, ihn aus festgefügtten Bildern zu lösen und die lebendige Frische sowie die umfassende Spannweite seines Werks zu zeigen. Zweifellos hat sich Müller, gelegentlich mit bitteren Gefühlen, an der Geschichte seines Vaterlands abgearbeitet und zugleich zu einem mythischen Verständnis der freiheitsliebenden Eidgenossenschaft beigetragen. Aber dies machte nur einen Teil seines Schaffens aus. Schon in seinen frühesten

Entwürfen vertrat der junge Müller, von Montesquieu inspiriert, originelle Ideen zum Konzept einer Bundesrepublik, die wieder an Aktualität gewonnen haben, so wie seine Ontologie des politischen Gleichgewichts, die er später im Dienst der wichtigsten deutschen Fürstenhöfe propagierte. In seiner Universalgeschichte projizierte er diese Gedanken in einen weltpolitischen Horizont. Als politischer Publizist, wissenschaftlicher Rezensent und vor allem als Geschichts- beziehungsweise Geschichtenerzähler und historischer Porträtist entfaltete er eine Vielfalt stilistischer Mittel, die ihm unter den Prosaisten deutscher Sprache einen hohen Rang sichern.

Der unmittelbarste Zugang zu seiner komplexen Persönlichkeit liegt in Müllers Briefen. Als unermüdlicher Briefeschreiber war er in das umfassende Geflecht der europaweiten Gelehrtenrepublik eingespannt. Berühmt geworden ist er in seiner Zeit nicht so sehr durch seine *Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft* als vielmehr durch die *Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund*, die, um 1800 in Auszügen veröffentlicht, sogleich als »echte Liebesbriefe« empfunden und von Generationen junger Menschen als aufrüttelndes Dokument des Ringens um die eigene Berufung gelesen wurden.

Die folgenden neun thematischen Kapitel zitieren Briefe und Schriften Müllers in einer repräsentativen Auswahl; ein zehntes Kapitel zeigt Nachwirkungen und Spiegelungen von den Zeitgenossen bis zur Gegenwart. Jedes Kapitel wird mit einer Einleitung eröffnet, die die Texte historisch und lebensgeschichtlich situiert. In den ersten drei Kapiteln kommt Müller vor allem in seinen Briefen zur Sprache. Mit dem vierten Kapitel beginnen Auszüge aus den großen Geschichtswerken und wird sein Selbstverständnis als Historiker thematisiert. Das umfangreiche sechste Kapitel beleuchtet Müllers problematische Rolle zwischen Wissenschaft und Politik, zwischen Geschichtsschreibung und Diplomatie. Die folgenden Kapitel nehmen grundlegende Themen wie die Religiosität und das Spannungsfeld von französischer und deutscher Kultur auf. Die Textfolge dieses Bandes vollzieht so eine spiralförmige Bewegung, die das Verständnis von Müller schrittweise erweitert und differenziert.

Ein abgerundetes Müller-Bildnis ist nicht beabsichtigt. Vielmehr soll der Reichtum seiner Anschauungen und Einsichten sichtbar werden. Das schließt Widersprüche ein. Wie anders hätte er eine Zeit europäischer Umwälzungen zu bestehen vermocht! Müllers Anspruch einer aufrüttelnden, in die Gegenwart eingreifenden Geschichtsdarstellung war mit jäh ändernden historischen Umständen konfrontiert. Zudem verkörperte er, der sich auf der Suche nach wissenschaftlichem Ruhm wechselnden politischen Herren verdingen musste, die durchaus moderne Figur des Intellektuellen. Der Wankelmut, der ihm weit über seinen Tod hinaus nachgesagt wurde, erklärt sich daraus. Arno Schmidt hat bezüglich Johannes von Müllers den

Begriff ›Gehirntier‹ geprägt. Der Intellektuelle Schmidt sprach auch in eigener Sache. Das ist freilich nur die eine Seite; denn Müller war zugleich ein Genius der Empathie, sowohl in seinen Freundschaften wie in seinem Schaffen, im ›Komponieren‹, wie er es nannte. Sein schöpferischer Eros blieb stets an große Freundschaften gebunden. Der Titel dieses Bandes, »In kleinen Staaten ersterben große Gedanken aus Mangel großer Leidenschaften«, verknüpft die beiden Seiten von Geist und Empfindung. Johannes von Müller hat sie wie kaum einer ausgelotet.

[...]

4. Kapitel

Aussicht über eine Bundesrepublik

1771 hatte der neunzehnjährige Johannes Müller dem Hallenser Buchhändler Johann Justinus Gebauer versprochen, spätestens in vier Jahren eine »vollständige, kritische und möglichst schöne Geschichte des gesamten helvetischen Namens, unserer Vorfahren vom Heliko bis auf die große Konföderation der Patrioten, und von da bis auf gegenwärtige Zeit«¹ zu liefern. An diesem Unterfangen arbeitete er in Göttingen, Schaffhausen, Valeyres-sous-Rances und Genf; er betrieb umfassende Quellenstudien, vergleichende Lektüre und listete in einem Verzeichnis Hunderte von Exzerpten auf. Doch erst Anfang 1776 sah Müller einen Weg, das riesige Material zu organisieren. Wenig später begann er mit der Niederschrift. Die Arbeit ging zu Beginn zügig von der Hand. In Genthod bei Genf wohnend und stets im Gespräch mit Charles Bonnet sowie im Briefwechsel mit Karl Viktor von Bonstetten, beschrieb Müller die Ursprünge der Schweiz in französischer Sprache und übersetzte den rasch heranwachsenden Text gleichzeitig ins Deutsche. Die Übertragung war zugleich Überarbeitung; die deutschen Manuskriptseiten präsentierten sich in Müllers säuberlicher Handschrift praktisch als Reinschrift. In schneller Folge wurden die neuen Kapitel an Bonstetten geschickt, der sie mit kritischen Anmerkungen zurücksandte.

Dem jungen Müller fehlte es nicht an Selbstbewusstsein, und er fühlte, dass die Schweiz in einer kritischen Zeit seiner bedürfe. Der britisch-französisch-spanische Kolonialkrieg um Nord- und Zentralamerika sowie der siebenjährige Krieg um Schlesien hatten beide 1763 geendet. Die zuvor dominierende Kontinentalmacht Frankreich war geschwächt, Preußen trat

¹ Brief an die Eltern vom 21.7.1771, JGM-Nachlass 60/40.

als neue Großmacht auf. Neue Bündniskonstellationen zeichneten sich ab und verhiessen Unwägbarkeiten, Gefahren für die kleineren europäischen Staaten, auch für die Eidgenossenschaft der dreizehn Orte. Außenpolitische Verunsicherung traf mit innenpolitischer Gärung zusammen. Die Berner Aristokratie wie die Zürcher Obrigkeit hatten sich oligarchisch abgeschottet und in die Gefahr begeben, die Zeichen der Zeit zu verkennen. Reformvorschläge, von aufgeklärten Männern der sozialen Führungsschichten vorgetragen, wurden abgeblockt. Müller fühlte sich seit seinem Aufbruch nach Göttingen als Promotor dringlicher Reformen. Die Alternative zwischen dem tätigen Helden Tell und dem kontemplativen Geschichtsforscher Tschudi suchte er durch eine neue Art der Historie zu versöhnen, eine Geschichtsschreibung, die zugleich als eingreifende politische Aktion gedacht war, als Erinnerung verlorener Tugenden und Ermahnung zu erneuerter Anstrengung, jene Tugenden wiederzugewinnen. Was er dem Freund Bonstetten als persönliche Lebensmaxime empfahl, galt für sein eigenes Unterfangen: Die Historie sei zu betrachten als eine »Allegorie, welche unter der angenehmen Hülle der Erzählung Sie von Ihren Pflichten und noch vielmehr von der praktischen Klugheit unterrichtet«². Dabei zielte Müller hoch. Seine Adressaten waren die Schweizer Regenten, ob Berner Aristokraten, Zürcher Zunft Herren oder republikanische Inner-schweizer Demokraten. Ins Zentrum der Schweizergeschichte wurden die Konzepte von Einigkeit und Freiheit gerückt. Der titelgebende Begriff der Bundesrepublik war Müllers Lehnübersetzung von Montesquieus »république fédérative« aus dessen *Esprit des Lois* (1748), einem der wichtigsten Vorbilder für Müller.

Rasch wuchs die *Allgemeine Aussicht über die Bundesrepublik im Schweizerland* heran. Ende 1776 war Müller im dritten Buch bei der Schlacht von Laupen, 1339, und bei der achtörtigen Eidgenossenschaft angelangt; in zwei abschließenden Kapiteln 33 und 34 würdigte er nochmals die grundsätzliche Bedeutung der frühen Bundesverträge. Anfang 1777 setzte er neu an, diesmal in deutscher Sprache, bei den Taten der Eidgenossen, das heißt bei der Geschichte ihrer auswärtigen Beziehungen. Vorliegende Werkteile wurden eingeschmolzen, neu geformt und erweitert. Die Aufgaben von Geschichtsschreibung und Staatskunst schienen im Anschluss an Thukydides und Montesquieu, Tacitus und Hume, geklärt; unentschieden geblieben war Müller jedoch über die darstellerischen Mittel. So unternahm er neue stilistische und kompositorische Versuche, die Sprache wurde mehrfach umgeschliffen, naturwissenschaftliche Erkenntnisse wurden eingebaut, und vor allem verstärkte er den anteilnehmenden Blick in jenen Passagen, welche die Ereignisse in die von ihm selber erwanderten und

² Brief an Karl Viktor von Bonstetten vom 12.4.1776, BST III, 38.

erschauten Landschaften einfügten und sich nun zu dramatisch gestalteten Reportagen formten.

Im Sommer hatte er den Aargau erobert, und der Streit ums Toggenburgische Erbe ließ gegen Mitte des 15. Jahrhunderts eidgenössische Zwietracht ahnen. Als Müller im Juli Teile der Druckfassung dem Berner Historiker und Zensor Alexander Ludwig von Wattenwyl vorlegte, bemängelte dieser vorerst eine kritische Stelle über die Zürcher Bundesgenossen und wies dann, im Oktober, die drei nachgereichten Kapitel über Bern zurück. Der Einspruch der Zensur war für Müller ein Schock, der lange nachwirkte. Er, der das altehrwürdige aristokratische Regime Berns als die bestgeeignete republikanische Regierungsform pries, wurde von der herrschenden Aristokratie in die Schranken gewiesen. Seiner Gratwanderung, politische Kritik zu üben und sich damit vertrauensvoll an die Gnädigen Herren zu wenden, drohte der Absturz. Bonstetten hinderte den in Zorn entflammten Freund daran, das Manuskript zu verbrennen, und ermutigte ihn zur Weiterarbeit. Doch vorerst verlagerte Müller sein Interesse auf Anraten seines Genfer Gastgebers Jean-Robert Tronchin auf die Universalgeschichte, und die Schweizergeschichte blieb liegen. Erst 1780 erschien in Bern, mit fingiertem Druckort Boston, aber mit Nennung des Autors, ein Band mit dem Titel *Die Geschichten der Schweizer, Das erste Buch*, eine weitere Neufassung, welche die früheren Fassungen auswertete, zugleich glättete und abschwächte. Die Eigenständigkeit der frühesten französisch-deutschen Fassung wurde erst Ende der 1980er Jahre erkannt; sie zeugt von der Sprachkraft des jungen Müller und ist ein bemerkenswerter Versuch, wissenschaftliche Quellenkritik mit politischer Wirkungsabsicht und ästhetischer Anschaulichkeit zu verknüpfen.³

In einer im April 1777 verfassten *Vorrede zur Allgemeinen Aussicht über die Bundesrepublik im Schweizerland* zeigt Müller vorerst seinen Weg zum Historiker auf, spricht von seiner Begierde, großen Männern der Vergangenheit nachzueifern, erinnert an die Fesseln, aus denen ihn Bonstetten durch Freundschaft und Zuspruch befreite (Text 56). Danach benennt er die Aufgaben der Staatskunst im knappen Überblick, bezeichnet Einigkeit, Freiheit und Verfassungsmäßigkeit als die Grundsteine einer glücklichen Nation und schließt sein erstes beredtes Plädoyer für die Schweiz an, für deren Vielfältigkeit, die sich um einen gleichsam mythischen Kern kristallisiert. Zum Abschluss bekräftigt er nochmals seinen Anspruch: Durch Freundschaft und Rat von Hirten wie Adligen und Bürgern beflügelt, will er zur Erhaltung der Freiheit beitragen.

³ Jean Muller, *Vue générale de la République fédérative des Suisses* / Johann Müller, *Allgemeine Aussicht über die Bundesrepublik im Schweizerland*. Nach den Handschriften herausgegeben und eingeleitet von Doris und Peter Walser-Wilhelm. Zürich 1991.

Die Freiheitsliebe hatte zu den Formeln jeder Schweizergeschichte vor Müller gehört. Origineller erwies sich sein Zugriff beim zweiten seiner Zentralbegriffe. Das Wesen der Bundesrepublik bestehe, so konstatierte er lapidar, in den Bünden (Text 57). In den Bünden der Eidgenossen suchte er pragmatisch die Funktion für die Bündnispartner aufzuspüren, ohne doch ein heroisches Motiv ganz aufzugeben. Übergeordnetes Gemeinwohl und damit der Patriotismus, so zeigte Müller kritisch, entsprangen erst den praktischen Abkommen. Was als Bund gegen innen ewig wahren sollte, schloss ewige Verträge gegen außen aus. Das hatte akute politische Bedeutung, verhandelte die Schweiz doch gerade darüber, ob die zur Erneuerung anstehende Allianz mit Frankreich auf ewige Zeiten oder befristet gelten solle. Müller übernahm den Antrag des einflussreichen späteren Berner Schultheiss Niklaus Friedrich von Steiger und plädierte für ein zeitlich begrenztes Bündnis.

Mitten in seine Darstellung der Zürcher Geschichte — mit kritischen Anmerkungen zur Zunftverfassung — schaltete Müller ein Kapitel mit grundsätzlichen Reflexionen über die Gesetze ein, durch welche die politische und die bürgerliche Freiheit garantiert würden. So strikt er auf der Anerkennung der Gesetze als Basis eines beruhigten Gemeinwesens beharrte, so sah er sie doch keineswegs als unumstößlich, sondern als verbesserungsfähig an; im Kontext mochten damit durchaus die Zürcher Bundesgenossen gemeint sein. Gesetze und Verwaltung seien evolutionär anzupassen, meinte er. Als klug erweise sich jene Regierung, die vorausschauend die nötigen Veränderungen vornehme (Text 58). Scharf wandte sich Müller gegen eine übereilte und falsch verstandene Demokratisierung; aber ebenso scharf kritisierte er das Staatsgeheimnis, die Zensur, durch welche die Gesetze der öffentlichen Debatte weiser und tugendhafter Bürger entzogen würden.

Anders als zu Zürich war Müllers Verhältnis zu Bern uneingeschränkt positiv. Bern erschien ihm zeitlebens als der eigentliche politische ›Vor-Ort‹ der Eidgenossenschaft. Das berührt merkwürdig. Führte ihm nicht gerade Bonstetten immer wieder die geistige Enge seiner Vaterstadt drastisch vor Augen? Aber Bonstetten, der über die Mittel seines Standes verfügte, hatte gut kritisieren; auf den unbemittelten Pfarrerssohn aus Schaffhausen übten die Hochwohlgeborenen Herren zu Bern eine nachhaltige Faszination aus. Als sich Müller im Frühling 1774 erstmals in Bern aufhielt, hatte er sich vom dortigen Empfang tief beeindruckt gezeigt. Fraglos sah er Bern von allem Ursprung an zum Kriegshandwerk bestimmt und konnte er in der Vergangenheit wie in der Gegenwart nur eine weise Aristokratie ausmachen (Text 59). Kaum ein kritisches Wort enthielten die Kapitel über Bern, und dennoch traf gerade sie das Verdikt des Berner Zensors, eines Onkels von Bonstetten. Die Gründe der Zurück-

weisung bleiben dunkel; womöglich spielten persönliche Aversionen eine Rolle, vielleicht auch sollte Müller vor politischer Unbill bewahrt werden.

Müllers Wertschätzung Berns war umso bemerkenswerter, als sie in latentem Widerspruch zu seinen demokratischen Regungen stand. Den Widerspruch verdeckte Müller, indem er die Vielfalt der Schweiz betonte, die Mannigfaltigkeit kleiner Völkerschaften. Sie hatte er auf seinen Reisen erkundet, und auf eine Reise durch die Republik Gersau, das Entlebuch und andere Landschaften führte er auch seine Leser (Text 60). Die politische Lehre daraus hieß, dass sich eine demokratisch-republikanische Verfassung nur für kleine soziale Gebilde gezieme. Dagegen rühmte Müller mit Hinweis auf seine Quellenstudien die gelinde geistliche Herrschaft, etwa die einstige in Wädenswil. Wenn er vor demokratischen Ausschreitungen warnte, so ebenfalls vor der Schlafsucht der Herrschenden, die sich nicht mit dem Herkömmlichen beruhigen, sondern die Gesetze an die Zeiten anpassen sollten.

Die *Allgemeine Aussicht* mündete in eine erneute Warnung vor unzeitigem Schlummer der Obrigkeit und vor politischer Zwietracht. Gleichmäßig verteilte Müller nun seine Warnungen: Wachsam und unbarmherzig müsse man gegen allfällige Aufrüher sein; doch ebenso entschieden in der Reform der Gesetze angesichts veränderter Umstände, um keinerlei Anlass zur Unzufriedenheit zu geben (Text 61). Eine aufgeklärte Obrigkeit sollte zu einer evolutionären Entwicklung von oben anleiten. Veranschaulichen wollte er die Gefahren überspannter Politik am historischen Beispiel, am Streit um das Gebiet des Grafen von Toggenburg und am Alten Zürichkrieg. Dessen Ursachen versuchte Müller ausgewogen darzustellen, zwischen antidemokratischem Vorbehalt gegenüber Schwyz und antizürcherischem Vorurteil hindurchsteuernd. Einer einseitigen Verurteilung enthielt er sich, indem er meinte, die abstrakte Form der Herrschaft sei weniger wichtig als deren konkrete Verwaltung, und in dieser Fehler auf beiden Seiten sah. Doch nachdem der »Samen der Zwietracht« gesät war, brach das Manuskript ab.

[...]

9. Kapitel

Deutschland — Frankreich

Durch seinen Göttinger Lehrer August Ludwig Schlözer war Müller früh in Berührung mit der französischen Kultur gekommen; Bonstetten ermutigte ihn zum Französischstudium und vermittelte ihm Ende 1773 eine Anstellung als Hauslehrer in Genf. Seine wissenschaftlichen

Pläne blieben weiterhin ausgerichtet auf die Schweiz und Deutschland. Einen durch Friedrich Nicolai übermittelten Ruf nach Berlin schlug er aus, um sein Wort gegenüber dem Genfer Brotgeber nicht brechen zu müssen, hoffte aber, in ein paar Jahren in Deutschland an der Verbesserung des Bildungswesens mitwirken zu können (Text 112). Das kulturelle Klima in Genf beflügelte ihn vorerst ungemein. Bald schrieb und sprach er fließend französisch, letzteres mit schweizerdeutschem Einschlag, den auch sein Hochdeutsch bis ins Alter beibehielt. Von Ferney, im Norden der Stadt gelegen, überstrahlte der Ruhm Voltaires das Geistes- und Gesellschaftsleben. Müller hatte noch in Göttingen Rousseau, Lessing und Voltaire zu seinen Schutzheiligen erklärt. In Genf und vor allem in der geistigen Obhut Charles Bonnets entwickelte Müller gegenüber Voltaire ambivalente Gefühle. Bonstetten, in seiner Genfer Studienzeit oftmals bei Voltaire zu Gast, ermunterte den zögernden Freund mehrmals, den Weisen in Ferney doch endlich zu besuchen. Als Müller schriftlich um eine Audienz bat, verherrlichte er Voltaire pflichtschuldig als das Zentralgestirn der Vernunft (Text 113). Doch der Schwester berichtete er über seinen Besuch merkwürdig zurückhaltend, beschrieb mehr das Dorf als den großen Mann selbst, dessen spöttische Ironie ihm letztlich nicht entsprach.

Im Genfer Kulturmilieu begann Müller die erste Fassung der Schweizergeschichte auf Französisch und übersetzte sie gleichzeitig ins Deutsche. Lange war er unschlüssig, ob er mit einem Buch im deutschsprachigen Raum den erstrebten Ruhm erlangen könne. Dennoch fiel Anfang 1777 der Entscheid, das ganze Werk auf Deutsch zu schreiben. Angesichts der Genfer Freunde, die die barbarische Sprache des Nordens nicht ernst nehmen wollten, bekannte er sich beinahe trotzig zum Deutschen als seiner Muttersprache und setzte dessen Einfalt und Klarheit dem glänzenden Stil der Pariser Akademisten entgegen; französische Rundung und weiches Kolorit wollte er dem Übersetzer Bonstetten anvertrauen (Text 114). Die sprachliche Entscheidung war mit inhaltlichen Konsequenzen verbunden: Das deutsche Kaiserreich erschien ihm nun nicht nur als der mächtigste Nachbar der Eidgenossenschaft, der in der Schweizergeschichte stärker zu berücksichtigen war, sondern auch als die Weltmacht der Zukunft, deren Waffen die schwachen Bourbonen besiegen würden (Text 115). Ein abschließender Entscheid für oder gegen die französische Kultur war damit nicht gefällt, da Sprachkultur und Nationalität sich nicht deckten. So musste Müller, als er 1780 nach Berlin reiste, um sich König Friedrich II. von Preußen zu präsentieren, in aller Eile drei historische Essays auf Französisch verfassen und drucken lassen, weil der König ein deutsches Buch nicht zur Kenntnis nahm. Mit dem ihm eigenen Enthusiasmus und seiner pflichtbewussten Sorgfalt arbeitete er den *Dictionnaire historique et critique* von Pierre Bayle durch, um sich mit dem französischen Stil vertraut zu machen. Als Thema einer seiner Abhandlungen wählte er die

Wirren der Republik Genf. Er beschwor deren Reichtum, Ergebnis republikanischer Genügsamkeit und großstädtischer Gesittung, bezog dann aber unter dem Einfluss Bonnets und Tronchins Stellung gegen die demokratischen Demagogen und Grünschnäbel, welche Freiheit in Ungehorsam zu verkehren trachteten (Text 116).

Müllers Verlangen nach einer Audienz bei Friedrich, in die er überschwängliche Hoffnungen setzte, schien vorerst in demütigenden Kabalen zu enden; doch am 18. Februar 1781 wurde er überraschend vor den König geführt. Dessen Erscheinung überwältigte ihn; wie ein antiker Gott erschien er ihm. Müller erwartete eine ehrenvolle Anstellung, eine gesicherte Existenz, ein neues Vaterland (Text 117). Seine Begeisterung wurde enttäuscht. In einem Brief an d'Alembert äußerte sich der große Friedrich despektierlich über den kleinkarierten Schweizer Gelehrten, den er als »Monsieur Mayer« im Gedächtnis behielt und den er an der deutschen Krankheit des »logon diarrhæa« [Wörterdurchfall] leiden sah.⁴ Eine Anstellung für Müller zerschlug sich, deprimiert verließ er Berlin.

Dennoch bedeutete diese erste Deutschlandreise eine Weichenstellung. Mit der im Juni 1781 eher notgedrungen angenommenen Stelle in Kassel war der Entscheid für den deutschsprachigen Kulturraum gefallen, den Müller trotz vorübergehender Rückkehr nach Genf nicht mehr rückgängig machen sollte. In seinem Entschluss bestärkte ihn der bedeutende Göttinger Gelehrte Christian Gottlob Heyne, der Müller als Rezensenten für die *Göttingischen gelehrten Anzeigen* gewann. 1784 nach Genf zurückgekehrt, beklagte Müller das Überhandnehmen der Naturwissenschaften, arbeitete dann in Valeyres an der endgültigen Fassung der Schweizergeschichte, wartete aber Bemühungen um eine Berufung in Bern nicht ab, sondern kehrte 1786 nach Deutschland zurück, diesmal nach Mainz. In seiner ersten großen politischen Schrift über den Fürstenbund behauptete er die Weltgeltung Deutschlands, das seit Jahrhunderten die meisten Revolutionen Europas bestimmt habe. Begründet sah Müller dies in Deutschlands Mittelstellung: Nicht nur geografisch, sondern auch durch den Ausgleich zwischen Handel und Militär habe das deutsche Reich die zentrale Position errungen, um das europäische Gleichgewicht zu gewährleisten. Dieser Einschätzung widersprach allerdings die lange Feindschaft, oder zumindest Rivalität, zwischen Preußen und Österreich. Gegen das österreichische Hegemonialstreben richtete sich ja gerade der Fürstenbund als Assoziation gleichberechtigter Staaten und Fürstentümer; wobei Müller sich gleichzeitig bemühte, Befürchtungen über eine allzu große Machtkonzentration der neuen Allianz zu zerstreuen (Text 118).

⁴ Zitiert nach BST IV, 161.

Die französische Revolution verschob diese Koordinaten. Müllers frühere Vorbehalte gegen die Aufklärung, insbesondere deren antireligiöse Tendenz, wurden nun auch politisch bestätigt. Gegenüber dem Bruder hielt er die Sache der Revolutionäre für politisch wie religiös verderblich, weswegen er schon 1791 zugunsten eines konterrevolutionären Kriegs auftrat (Text 119). Die folgenden Jahre stellten diese Wertung auf die Probe. Wechselndes Kriegsglück, wechselnde Koalitionen und wechselnde Anstellungen verlangten Anpassungen und veränderte Loyalitäten. Zum Gegensatz zwischen Frankreich und dem deutschen Reich trat der Gegensatz zwischen Preußen, den kleineren deutschen Fürstentümern einerseits und Österreich andererseits. Wenn Göttingen und Mainz und Berlin die kulturelle Anziehungskraft Deutschlands verkörperten, so bedeutete Österreich, nachdem Preußen sich seit dem Separatfrieden von Basel 1795 zehn Jahre lang für neutral erklärt hatte, die politische Hoffnung gegen das revolutionäre beziehungsweise napoleonische Frankreich.

Der Entscheid zugunsten des deutschen Kulturraums hieß keineswegs, dass alle Verbindungen zu Frankreich abgebrochen waren. Die europäische Gelehrtenrepublik funktionierte, wenn auch beeinträchtigt, weiter, und Französisch blieb die vorherrschende Sprache der internationalen Korrespondenz. Im Mai 1801 konnte der österreichische Hofrat Müller, nach dem Frieden von Lunéville vom Februar 1801, sogar nach Frankreich reisen. Der Reise voran ging eine vorsichtige Aufwertung der Person Napoleons, die Müller allmählich als Werkzeug der Vorsehung zu begreifen begann. Zudem erinnerte er den Bruder wehmütig an die Rolle, die Frankreich in der europäischen Geschichte gespielt hatte. Trotz der politischen Vorbehalte war er willens, den Zustand Frankreichs unvoreingenommen zu prüfen. Diesen empfand er dann als überraschend gut. Die sozialen Verbesserungen und der gewachsene Nationalstolz beeindruckten ihn, ja nicht einmal die Religion schien ernsthaft in Gefahr (Text 120).

Müllers Wechsel von Wien nach Berlin im Jahr 1804 verschob die Gewichte erneut. Unter dem Gesichtspunkt des europäischen Gleichgewichts musste der scheinbar unaufhaltsame Vormarsch Napoleons gestoppt werden. Müller konnte sich nun guten Glaubens für die preußisch-österreichische Annäherung einsetzen. Da der politisch-militärische Widerstand Preußens gegen Napoleon nur langsam Form annahm, unterstrich der Geheime Kriegsrat immerhin die kulturelle Eigenständigkeit Deutschlands und den Beitrag der deutschen Kultur zur geistigen Aufrüstung (Text 121). In der sich zuspitzenden Lage, in welcher deutsche Intellektuelle auf einen Anschluss Preußens an die antifranzösischen Mächte drängten, begann er die Bedeutung Deutschlands als ungeheure Eiche zu beschwören, bei welcher die europäischen Völker immer wieder Zuflucht gesucht hätten. In seinem *Glaubensbekenntnis* hatte er einst, 1782, die christliche Religion als auserwählte Gemeinschaft der Heiligen verstanden; jetzt

wurde sie mit Politik und Kultur kurzgeschlossen und das antinapoleonische Bündnis der Gemeinschaft der aufrechten Patrioten ausgerufen (Text 122).

Doch die Hoffnung verflog schnell. Am 14. November 1805 marschierte Napoleon in Wien ein. Im Briefwechsel mit dem Publizisten Friedrich von Gentz sah Müller die Völker Europas in den Staub sinken und erwog ernsthaft, nach dem russischen Reich auszuwandern (Text 123). Ein Jahr später sah er, in Berlin verblieben, auch den Versuch des preußischen Widerstands scheitern und Napoleon in der Hauptstadt der zweiten deutschen Großmacht einziehen. Abermals wurde alles anders als erhofft und befürchtet. Dem Bruder schrieb der preußische Geheimrat Müller zuversichtlich stolz, er sei von den Siegern mit allen Ehren behandelt worden. Den preußischen Alleingang gegen Napoleon konnte er nur noch als Tollkühnheit verurteilen; sein überraschendes Lob des unumschränkten europäischen Herrschers rechtfertigte er mit dem Beispiel antiker Geschichtsschreiber und dem übergeordneten Blick des Universalhistorikers (Text 124). Dem folgte die persönliche Unterredung mit Napoleon; sie bestätigte Müller endgültig, dass dieser zum Ausmisten des europäischen Stalls, zum Ausbrennen politischer Schlacken gesandt worden sei (Text 125). In den westfälischen Dienst eingetreten, sah er sich plötzlich an politisch wichtiger Stelle des unter Napoleons Protektorat gegründeten Rheinbunds. Sein erstes politisches Konzept, das er als Diplomat einst publizistisch propagiert hatte, war der deutsche Fürstenbund gewesen; nunmehr erschien ihm, wie andern deutschen Patrioten, der Rheinbund als eine Fortsetzung des friderizianischen Fürstenbunds unter veränderten Bedingungen. In einer ausführlichen Buchbesprechung versuchte er Chancen und Beschränkungen abzuwägen. Realpolitisch anerkannte er Napoleons Dominanz, schlug aber den deutschen Völkern vor, innerhalb dieser Rahmenbedingungen aus eigenen Kräften die beste freiheitliche Verfassung zu verwirklichen (Text 126). Es war eine intellektuelle wie politische Gratwanderung, und sie bedeutete den Bruch mit den Nationalisten um Adam Müller und Friedrich von Gentz. Heroisch versuchte Johannes von Müller, als Unterrichtsminister die Existenz der westfälischen Universitäten zu sichern und die Schulen zu verbessern. Revolutionäre Begeisterung, Abenteuerertum waren nie seine Sache gewesen, und so verurteilte er 1809, wie einst 1791, doch mit umgekehrten Vorzeichen, die kurzlebigen Aufstände in Westfalen gegen das neue Regime als irregeleitet. Napoleon, so schrieb er kurz vor dem Tod im letzten Brief an den Bruder, sei noch immer das Werkzeug der Vorsehung. Seine eigene Aufgabe aber sah Johannes von Müller jenseits der ihm aufgedrängten politischen Tätigkeit im Dienst an Kultur und Literatur (Text 127). Darin zehrte er sich auf.

[...]

